

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 90.

Donnerstag, 18. April.

1929.

(9. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

Katsha, die dies alles schon widerwillig mit angehört hatte, drängte zum Aufbruch.

„Ich kann das nicht länger mehr anhören“, sagte sie entschieden.

Rolf bezahlte, und sie brachen auf. Der Knecht führte die Pferde vor, die die beiden bestiegen, um nach Schloss Schonburg zurückzureiten. Die frohe Laune aber war von ihnen gewichen. Was sie da, ohne es zu wollen, gehört hatten, stimmte genau mit dem überein, was sie beide sich schon öfters gedacht oder vielleicht auch nur gefühlt hatten. Es war manches dunkel und unbegreiflich, was sich dort oben auf Schonburg zugezogen hatte, seit Graf Bodo ermordet war. Einsilbig verließ der Nachhauseritt, und auch im Schlosse blieb die düstere Stimmung auf dem Herzen des Mädchens lasten.

Spät in der Nacht fuhr Katsha aus einem nur mühsam gefundenen Schlummer empor. Man hörte das Geräusch von Motoren. Licht flammte auf, eilige Schritte waren unten am Portal vernehmbar und mehrere Stimmen erklangen. Moro war heimgekehrt von seiner Fahrt. Im Halbschlaf wurde es dem Mädchen klar, und wieder erschreckten sie all die finsternen Gedanken. Tag und Nacht war er tätig, dieser harte Mann; überall war er es, der befahl, der bestimmte und entschied, an dessen Munde die anderen hingen, ohne Widerspruch. Nein, sie hatte noch nicht erlebt, daß einer dem Manne widersprochen hätte. Er würde ihn zertreten haben. Rücksichtslos und ohne Skrupel.

Die Tritte verebbten in den Gängen des Schlosses, das Surren der Motoren entfernte sich draußen und erstarb irgendwo in einer Garage; die Lichter erloschen nacheinander; Dunkelheit senkte sich wieder auf den düsteren Bau und auf die Seele des Mädchens. Langsam nahm ein schwerer Schlaf von ihrem Geiste Besitz.

Am anderen Morgen erfuhr man, daß das Unglück in dem Werk bei Kreuz auf andere als die anfänglich vermuteten Ursachen zurückzuführen war. Es hatte sich gezeigt, daß die angelegte Schwimmankenschicht nicht die schlimme Wirkung haben können, die tatsächlich eingetreten war. Erst nach langer Zeit kam man der eigentlichen Ursache auf die Spur: Etwa zehn Meter von dem neuen Schacht entfernt lag ein alter, längst verlassener und, wie man annahm, verfallener Stollen, der in Vergessenheit geraten war. Das in diesem vor Jahrzehnten einmal vorgetriebenen Stollen befindliche Wasser hatte die zwischen ihm und dem Schacht stehen gebliebene Erdwand unterhöhlt und dann durchbrochen. So war das Wasser aus dem Stollen plötzlich in den Schacht gestiegen. Die Behebung des Schadens erschien nach diesen betriebenden Feststellungen außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich.

Für Moro bedeutete der leidige Unfall, selbst bei günstigstem Lichte besehen, eine große finanzielle Einbuße, die natürlich auch die anderen Teilhaber des Unternehmens traf. Es war nicht zu verwundern, daß die Stimmung unter diesen Ereignissen selten mutig, und der im übrigen ohne Zwischenfall verlaufende Rückzug nach Berlin war daher nicht so froh und ge-

nußreich, wie er es unter anderen, glücklicheren Umständen hätte sein können.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt nahm Brandt Gelegenheit, mit Graf Schonburg über die Verhältnisse auf Grube „Glückauf“ zu reden, wobei er die zufällig im Gasthof belauschte Unterhaltung erwähnte. Er verhehlte dem Freunde bei diesem Anlaß nicht, daß er sich selbst über all diese Dinge auch seine Gedanken gemacht hatte und sie, trotzdem sie ihn nicht direkt berührten, von seinem Standpunkte aus nicht billigen könne.

„Sollte Herr Moro, wie es beinahe bald den Anschein hat, unsere Erfindung finanzieren wollen, so würde es mit dieser wohl ebenso gehen wie mit deiner Grube. Sie würde als reines Objekt zum Geldverdienen behandelt werden. Dass dies keineswegs in unserem Sinne liegt, brauche ich dir nicht zu erklären.“

„Wir werden aber“, erwiderte der Graf, „kaum in der Lage sein, Moros finanzielle Unterstützung zurückzuweisen, falls er sie uns anbietet. Dass er dies beachtigt, ist auch meine Meinung.“

„Ich für meinen Teil“, wandte Brandt deutlich ein, „bin ganz entschieden dagegen, daß wir Herrn Moro die Auswertung der Sache überlassen. Früher war das etwas anderes, als noch ein Risiko dabei war, da boten wir es ihm ja an, er aber wollte damals nicht. Jetzt bekommen wir Geld, soviel wir wollen, und brauchen nicht Moro, der uns dann binnen kurzem die Leitung aus der Hand nimmt, wie er das mit dir auf der Grube in Schonburg gemacht hat.“

„Du hast nicht unrecht“, gab der Graf zu, „wir werden uns sichern müssen, um nicht jeden Einfluss auf die weitere Verwertung der Erfindung einzubüßen. Zurückweisen aber können wir Moro nicht, wenn er die Sache machen will.“

„Das sehe ich durchaus nicht ein, Konstantin“, widersprach der Ingenieur, „du sagst ihm einfach, wir haben bereits mit anderen Geldgebern abgeschlossen.“

„Eben das ist ausgeschlossen“, gab der Graf zurück. „Nach dem regen Interesse, das Moro unseren Versuchen gerade in der letzten Zeit entgegengebracht hat, kann er zum mindesten verlangen, daß wir ihn von einem etwa bevorstehenden derartigen Abschluß rechtzeitig in Kenntnis setzen, um ihm die Möglichkeit zu geben, seinerseits an der Sache teilzunehmen.“

„Du gibst selbst zu“, sagte Brandt, der keineswegs betuhigt war, „daß Moros Dazwischenreten in der Grubensache ein Schaden, aber kein Vorteil war. Das genügt mir vollkommen. Deine Beweggründe gehen mich nichts an, es scheinen recht zwingende gewesen zu sein. Das eine aber steht nach dieser Unterredung für mich noch fester als zuvor, daß Moro unsere Sache unter keinen Umständen bekommen darf. Ich sage dies in deinem Interesse so gut wie in meinem, Konstantin. Wie du ihm die Geschichte ausreden willst, ist deine Sache. Meine Ansicht ist jedenfalls unumstößlich.“

Der Graf konnte nichts mehr erwidern. Sein Freund hatte recht und meinte es unbedingt gut. Einen Bruch mit ihm durfte er unter keinen Umständen riskieren. Der war ja die Seele des ganzen Betriebs und hatte außerdem verbriehte Rechte an den Konstruktionen der

letzten Jahre. Gegen seinen Willen konnte man Moro nicht hereinnehmen. So blieb nichts übrig, als abzuwarten, ob der Finanzmann auf die Sache zurückkommen würde und in diesem Falle zu versuchen, ihn irgendwie davon zurückzuhalten. Man trennte sich, und Graf Schonburg hing seinen trüben Gedanken nach.

Früher, als er gefürchtet, sah sich Graf Schonburg gezwungen, Moro bezüglich einer Beteiligung an der Erfindung eine Antwort geben zu müssen. Der nächste „jour“ im Hause Moro brachte das gefürchtete Anerbieten des Finanzmannes. Ein Fernbleiben von diesem Abend ließ sich schwer machen, da er ein Zusammentreffen aller geschäftlich mit Moro verbundenen, in Berlin weilenden Damen und Herren darstellte und somit ein Fehlen sich unangenehm rächen konnte. Am gleichen Platze führte der Zufall den Grafen wieder mit dem Finanzmann ohne Zeugen zusammen, wo er seinerzeit in der Mordnacht die unerfreuliche Befreiung mit ihm gehabt hatte. Es war die erste Begegnung der beiden seit Moros Rückkehr von Schonburg. Die Nachrichten von dem Werk bei Kreuz hatten befriedigend gelautet, und so war der Geldmann in zuversichtlicher Stimmung.

„Ah, lieber Graf“, sprach er ihn freundlich an, „was machen die Versuche? Regen und Sturm hatten Sie ja genug dieser Tage, um auch bei solchem Wetter zu proben. Ich meine, jetzt müsse die Auswertung kommen. Ich würde sie gern übernehmen. Im Inland denke ich mir Fabrikation größten Stils; ich sprach heute mit der Bank, ich kann jede Summe freimachen. Fürs Ausland käme der Verkauf von Lizenzzen in Frage. Dann können wir das einmal eingehend besprechen? Jeder Tag ist jetzt wertvoll, nachdem die Brauchbarkeit der Konstruktion zweifelsfrei erwiesen ist.“

Der Graf war etwas verlegen. „Wir wollen noch etwa einen Monat proben“, gab er zurück.

„Warum nicht gar!“ widersprach der andere entschieden. „Die Versucherei muß doch einmal ein Ende nehmen. Jeder Tag ist jetzt Geld. Lassen Sie uns jetzt abschließen.“

„Herr Brandt ist auch der Ansicht, daß das zu früh wäre. In einem Monat, denkt er, sind wir so weit.“

„Schön“, erwiderte Moro, „so wollen wir mit Herrn Brandt zusammen darüber reden. Jetzt ist der Augenblick, mit der Auswertung zu beginnen, sonst kommen uns andere zuvor. Patente sind, wie Sie, lieber Graf, wissen, kein unbedingter Schutz. Mit geringer Änderung läßt sich zuweilen dasselbe Prinzip herausbringen.“

Man einigte sich dahin, daß in den nächsten Tagen in Gegenwart von Brandt eine neue Befreiung stattfinden sollte, und die beiden mischten sich wieder unter die Gäste des Hauses.

*

Ärgerlich bestieg Moro einige Tage darauf seinen kürzlich aus England eingetroffenen Rolls-Royce und ließ sich mit einem kurzen „Nach Hause!“ in die Lederspolster fallen. Brüllend raste der schwere Wagen durch sprühenden Kot und klatschenden Regen der Stadt zu.

Moro fuhr allein. Die Befreiung mit Graf Schonburg und Brandt war nicht nach seinem Wunsche verlaufen. Brandt war hartnäckig bei seinem Einspruch gegen eine sofortige Aufnahme der Fabrikation in großem Stil, die der Finanzmann wünschte, geblieben, und Graf Schonburg hatte nicht das Machtwort zu sprechen gewagt, das Moro von ihm erwartete. Er hatte die Achseln gezuckt und gesagt, gegen den ausdrücklichen Willen seines Ingenieurs und Teilhabers könne er nichts unternehmen. Mit einer Festigkeit war Brandt bei seiner Ansicht geblieben, die den an Widerspruch nicht gewohnten Mann verletzte, und so hatte man sich ohne positives Ergebnis getrennt.

Grollend hatte Moro den Heimweg angetreten. Verärgerlich blieb er durch die riesigen Scheiben ins Freie. So kam man nicht vorwärts im Leben, wie

dieser junge Mann es wollte. Mit heimlicher Freude sah er den Dreck der Lachen um die Fenster des Kraftwagens klatschen und die Passanten bespritzen, wenn sie schimpfend vor dem fauchenden Wagen Schutz suchten. Auf die harmlosen Wanderer übertrug sich sein Groll gegen den Ingenieur, der ihm zu widersprechen gewagt hatte.

Mit einem Ruck hielt der Wagen. — Potsdamer Platz! Die dumme rote Scheibe des Verkehrsturms sperrte die Weiterfahrt. Ärgerlich lachte Moro vor sich hin. Wozu der Unsinn?

Endlich ging's weiter die Potsdamer Straße hinauf. Wieder mußte man halten. Der Elektrischen wegen, aus der eine Menge Menschen ausstiegen. Wozu nun dieser neue Stop? Überall war man eingeschlossen und von Vorschriften bedrängt. Und die Elektrischen in ihren Schienen! Den ganzen Verkehr behinderten sie. Am Wittenbergplatz kreuzte er das Auto des rumänischen Konsuls. Einen Renault fuhr der. Mit ihm hatte er kürzlich wegen Lieferung von 500 Güterwagen verhandelt. Widerlich, mit diesen Leuten zu arbeiten! Erst Geld, dann Ware hieß es da, sonst war man nie sicher. Wie ein Alal hatte der Mann sich gewunden und ihm schließlich doch milder Bedingungen abgehandelt. Ekelhaft!

Der Schupobeamte an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wurde fast übersfahren. Eine Duše braunes Wasser klatschte über ihn hin. Das würde wieder ein Strafmandat geben wegen zu schnellen Fahrens. Einerlei! Moro konnte nicht langsam fahren. Wegen zu starken Tempos hatte er noch keinen Chauffeur gerügt, wegen zu schlaffen Fahrens hatte er schon drei entlassen.

Das Weinhauß „Charlotte“ flog vorbei. Da hatte er neulich mit der Rita vom „Wintergarten“ soupiert. Was hatte das Mädchen ihn enttäuscht. Auf die Nerven war sie ihm gegangen auf der Bühne und in der Garderobe, so reizend war sie gewesen. Und dann beim Souper! Dumm und kalt war sie. Lächerlich! Er hatte sie sitzen lassen, ihr durch den Kellner hundert Mark im Umschlag hineingelegt und war verschwunden. Solche Weiber ertrug er nicht. Er brauchte edlere Kost.

Die Polin in Zoppot, das war was gewesen! Die hatte er aber dem Rupen lassen müssen als Gentleman. Schade! — Nun, es gab ja noch andere Weiber! — Liebe? Das war keine Liebe, das war . . . Hatte er eigentlich wirkliche Liebe schon gespürt? — Sie widerten ihn plötzlich an, alle diese Weiber.

Und Katsha? Sie war die einzige Frau, die nicht sein Geld wollte, die ihn um seiner selbst willen mit Sorgen und Liebe umgab, wenn's auch nicht die Liebe der Frau war. Seine Gedanken blieben an ihrem Bilde haften, bis der Wagen knirschend vor der Villa bremste.

Sie war nicht da! Gerade heute, wo er so viel Ärger gehabt, wo er sich doppelt nach ihr gesehnt, gerade heute war sie fort und wartete nicht auf ihn. Enttäuscht klingelte er dem Diener.

„Hat Fräulein von Hollen etwas hinterlassen?“ fragte er kurz.

„Nein, Herr Moro, das gnädige Fräulein wollte zum Tee zurück sein.“

Moro wandte sich ab.

„Befehlen Herr Moro den Tee?“ fragte der Diener.

„In mein Arbeitszimmer!“ war die Antwort, und Moro ging dorthin. Er warf einen Blick in die Mittagspost und legte sie weg. Die Zeitungen schob er beiseite.

Wo blieb das Mädchen heute?

Der Tischapparat klingelte. Das ist sie, fuhr es ihm froh durch den Sinn, während er den Hörer abnahm. Der Buchhalter vom Hauptbüro fragte etwas. Moro unterbrach ihn barsch: „Bedaure, bin eben nicht zu sprechen. Werde das morgen erledien“, und hing wieder an. Dass einem die Leute nie in Ruhe ließen. Er starrte vor sich hin und dachte nach.

(Fortsetzung v...)

Morgentor.

Von Sonnenfunkeln hinter Busch und Scheuer
Läuft weit hinaus ein Bliben durch die Flur:
Dort liegt die Straße freier Abenteuer,
Der Schienenstrang, der Ferne Partitur.

Die Unruh summt mit sieberhaften Bienen,
Es drängt und loßt in Wind und Vogelchor —
Und donnernd rollt auf den beglänzten Schienen
Noch grau von Nacht ein Zug durchs Morgentor.

Kurt Erich Meurer.

Der Student.

Bon Liesbet Dill.

Als der einzige Sohn des Justizrats Dr. M. die Universität bezog, begleitete ihn seine Mutter zum Bahnhof. Sie hatte bis dahin seine Erziehung ganz allein besorgt und ihren Sohn weder einer Kinderfrau noch einer Gouvernante überlassen, denn er war immer satt gewesen. Bei seiner Geburt hatte nämlich der Arzt einen Herzfehler festgestellt, der sich zwar später als einen Irxum herausstellte, denn Adalbert wuchs trotz dieses vermeintlichen Herzfehlers groß und kräftig heran, bewacht von einer sorgsamen und sehr ängstlichen Mutter und einem Vater, der den Dingen seinen Lauf ließ, weil er sehr beschäftigt war. Immer, wenn Adalbertchen in der Schule oder sonstwo etwas verbrochen hatte und bestraft werden sollte, stellte sich die Mama schüchtern vor ihm auf. Niemand darf ihm etwas tun, dem armen Jungen mit seinem Herzfehler . . .

„Den er gar nicht hat“, rief der Papa wütend.

So belam Adalbertchen keine Prügel, weder zu Hause noch in der Schule, obwohl es nachher auf dem Heimweg nicht angenehm war, von den Kameraden gehänselt zu werden: „Adalbertchen, seit wann hast du denn den Herzknads? Wie kriegt man denn so was?“ Sie beneideten ihn alle darum, denn dieser Herzfehler war wie ein schützender Zaun, der Adalbertchen umgab.

Er brauchte nicht nachzusuchen und konnte noch so schlechte Weihnachtszeugnisse heimbringen, die Mutter nahm ihn immer in Schutz. Der Junge durfte nicht so viel lernen, es konnte ihn überanstrengen. Manchmal war's sogar Adalbertchen zu viel, aber schließlich, es war so angenehm, so nett und bequem. Als er seinem ersten Zug unternahm, die ersehnte Reise nach der Universität, hätte ihn die Mutter am liebsten in seine neue Welt begleitet, aber das hatte Adalbertchen dringend abgelehnt. „Siehst du, Mutter, das geht nun mal nicht. Ich bin nun wirklich erwachsen, die anderen fahren auch mit dem Zug und würden mich ewig deshalb hänseln. Ich kann's schon allein. Ich komme an, suche mir 'ne nette Bude und nette Freunde und dann wird studiert.“ Die weinende Mama trocknete ihre Tränen, und streichelte die blühenden Wangen Adalberts und sagte: „So reis' denn, mein Guter, komm mit deinem Wechsel aus, las' dir nichts abgehen, schid die Wäsche immer pünktlich Samstags, vertrag dich mit deinen Kameraden, sang keine Rauferien an und las' dir vor allem keinen Schmiss ins Gesicht machen.“

Adalbert schwankte seinen Hut und der Zug fuhr ab.

Dann hörte die Mutter eine Woche lang keinen Ton von ihrem Sohn. Sie ängstigte sich fürchtbar, aber Adalbert war kein Freund von Briefen. „Wie wird er sich surechtfinden, der arme Junge“, sagte sie zu ihrem Mann, „es ist so schwer, sich in der Fremde einzugehören, fern vom Elternhaus.“ Der Vater schwieg. Bekanntlich geht nichts leichter als das. Wenn alles im Leben so leicht ginge, bestünde die Welt nur aus Vergnügungen. Das wußte er noch von seinen Studententagen. Adalbertchen aber hatte gleich am Bahnhof zwei Studenten getroffen, die ihn in ihr Haus mitnahmen, am Abend trug er eine bunte Mütze und ein buntes Band am Anzug und hatte ein Zimmer, das lekte, in dem Haus bekommen. Er war gut untergebracht.

Er schrieb dann kurze, vergnügte, aber nicht gerade inhalstreiche Briefe. Kurz vor Weihnachten belam die Mutter einen Brief, den sie träneneröntzt las. Darin stand: „Liebe Mutter, erschrick nicht, ich habe eine Mensur gehabt, man hat mir die Nase und ein Ohr abgehauen, man hat mich zwar geflüstert, aber ich habe den Kopf so verwidert, daß du mich nicht wiedererkennen wirst. Erwarte mich mit einem Wagen am Bahnhof und bereite Vater schonend vor. Ich trage einen gelben Uster und einen grünen Hut und habe ein weißes Taschentuch in der Hand.“

Am Weihnachtsabend stand eine gebrochene Mutter im Pelzmantel auf dem öden Bahnhof h's. und erwartete herzlosend ihren armen Sohn. Hinter dem Stationsgebäude wartete ein geschlossener Landauer mit Degen, Wärme-

halde und Kissen. Sie zitterte, als sie einen gelben Uster aussteigen sah und den grünen Hut erblickte. „Aber als der riesengroße Adalbert auf sie zukam, erschrak sie zu einer Bildsäule, denn Adalbert hatte noch seine Nase und sein Ohr und er fiel der Mutter lachend um den Hals. Der böse, böse Adalbert sah ganz genau so aus wie vorher, er hatte nur einen Schmiss über die Wade, so breit wie sein Mund und wollte sich totlachen über den geschlossenen Landauer, der hinter dem Bahnhof auf ihn wartete, um ihn um die Ede in sein Elternhaus zu fahren.“

Die bucklate (bucklige) Welt.

(Kleine Geschichte aus Wien.)

Von Max Havel.

Martin hat seiner Frau ein Geschenk gemacht: ein winziges Toilettetischchen, das als Konsole unterhalb eines großen Louis-Seize-Wandspiegels stehen soll. Es erscheint ein Tischler und befestigt den Wandspiegel und sodann befestigt er unterhalb das Tischchen. Dann bezahlt Martin den Tischler und dann geht der Tischler.

Wald darauf tritt der Gesandte einer angesehenen Wiener Glasfirma auf. Martin hat ihn bestellt, daß er das Maß der Tischfläche abnehme und eine geschliffene Glasplatte anfertigen lasse, die genau auf diese Fläche passen soll. Das weisblätterte Holz soll nämlich geschont werden. Eine spiegelnde Glasplatte soll die kristallinen Flakons, die duftenden Döschen und farbigen Parfümfläschchen von Martins Frau tragen.

Nach etlichen Tagen tritt der Gesandte der Glasfirma wieder auf. Er bringt die spiegelnde, fingerdicke Glasplatte. Er hat das Maß genau abgenommen und die Platte muß nun die Tischfläche genau decken. Sie muß es. Aber sie tut es nicht. Das lange, schmale Rechteck der Platte ist nicht über das lange, schmale Rechteck der Tischfläche zu bringen. Es havert um fast einen Zentimeter. Die Glasplatte ragt jeweils an einer Ecke vor.

Der Gesandte der angesehenen Wiener Glasfirma, ein im Dienst ergrauter, waderer Mann von etwa 68 Jahren, verlegt sich nun auf Ausreden. „Mei lieber Herr“, sagt er, „die Platte stimmt ganz genau — i bin scho vierzig Jahr bei dem Geschäft, auf mi kennens Thna verlassen — aber der Tisch steht ja net grad!“

Martin kann nicht widersprechen. Er lädt den Tischler kommen, der den Tisch her- und dann hingestellt hat.

Der Tischler erscheint. Nachdem er das Tischchen von allen Richtungen der Windrose aus geprüft und betrachtet hat, erklärt er, daß das Tischchen vollkommen gerade stände, daß aber der Spiegel oberhalb schief hänge, woran ihn natürlich nicht die mindeste Schuld treffen könne, weil er soeben festgestellt habe, die Wand des Zimmers schief gebaut worden war.

Auf Grund dieser verwegen geistreichen Behauptung des Tischlers bricht Martin den ergraute Gesandten der angesehenen Wiener Glasfirma zunächst einmal frei. Der Mann kann wirklich nichts dafür. Nur glaubt Martin aber den Augenblick gekommen, um selbst das Wort zu ergreifen.

Er sagt: „Meine Herren, Sie sind tatsächlich beide von fabelhafter Tüchtigkeit und vollendete Meister Ihres Faches! An der allgemeinen Schielesheit der Sachlagen sind Sie absolut schuldlos! Denn ich kann Ihnen — meine Herren — es fällt mir soeben ein — mit aller Bestimmtheit sagen, daß auch das Haus, worin wir uns jetzt befinden, nicht ganz gerade steht, und zwar ganz einfach deshalb, weil ja die Erdkugel bekanntlich mit einer Neigung von 23½ Graden durch den Weltraum wirbelt. Es versteht sich infolgedessen von selbst, daß auf dieser Erde eigentlich nichts und niemand ganz gerade stehen kann. Die Sache ist somit für mich zureichend aufgklärert und ich danke Ihnen. Ich bitte Sie nun mehr, meine Herren, das Tischchen unterhalb den Spiegel oberhalb und die Glasplatte das zwischen den uns zugewandten irdischen Verhältnissen relativ gerade anzupassen!“

Der Tischler macht sich soaleich ans Werk. Er reiht den Spiegel aus der Wand, schlägt die Haken tiefer, schiebt dann das Tischchen zurecht und der ergraute Gesandte der angesehenen Wiener Glasfirma legt die famose Platte darauf. Sie ragt nirgendwo auch nur um einen Millimeter hervor.

Der ergraute Gesandte aber, als er seine Tat vollbracht hat, beendet unsere Unterhaltung mit den gewaltigen, vorwurfsvollen Worten: „Wie kennens denn auf dera buckligen Welt etwas Grad's verlangen?“

Worauf Martin, wenn er hätte antworten müssen, eigentlich nur mit Ausreden hätte antworten können. Aber er antwortete gar nicht.

Denn das mit der buckligen Welt hat ja leider seine Richtigkeit.

Haus, Hof und Garten

Reihensaat oder Stufensaat der Buschbohnen.

Man kann die Bohnen entweder einzeln in Reihen oder mehrere zusammen in flache Löcher (Stufen) legen. Welche von den beiden Ausarten in dem einzelnen Fall anzuwenden ist, hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab. So wird man die Reihensaat bei schweren bindigen und dazu feuchtem Boden ausschließlich anwenden. Die Reihensaat bietet hier den Vorteil, daß die Luft durch die Reihen ungehindert durchströmen kann und Fäulnis und Krankheiten verhindert. Zudem ist der Ertrag doppelt so groß als bei der Stufensaat. Man zieht längs der Schnur etwa 10 Centimeter tiefe Furchen mit einem Abstand von 30 Centimeter und legt alle 10 Centimeter eine Bohne, die man mit leichter Erde, Kompost oder angefeuchtetem Torf 2 Centimeter hoch bedeckt. Dadurch wird vermieden, daß sich bei Regenwetter eine Kruste über den Bohnen bildet. Unter der Kruste erstickt die Samen leicht. Sobald die Bohnen vier Blätter gebildet haben, werden sie um die Mittagszeit eines trockenen Tages behaft und dabei die Furchen vollständig ausgefüllt. An dem unteren Stengelende bilden sich dann neue Wurzeln, die sich in der oberen, loderen Bodenschicht ausbreiten und die Mutterpflanze reichlich mit Nahrung versorgen. Infolgedessen werden die Pflanzen kräftiger und tragen reicher.

Die Stufensaat dagegen ist für den leichten Boden entschieden vorzusehen. Bietet sie doch den wesentlichen Vorteil — bei entsprechender Entfernung der Büsche von 40 Centimeter — daß das ganze Beet von dem Blattwerk bedekt und auf diese Weise vor dem völligen Austrocknen bewahrt bleibt. Nach der Beschaffenheit des Bodens richtet sich die Anzahl der Samen, die in die Pflanzlöcher zu legen sind. Diese beträgt bei mittelschwerem Boden 5—6 Bohnen, bei sandigem Boden 6—8 Stück. Auch bei der Stufensaat sind die Bohnen zwei Centimeter hoch mit leichter Erde zu bedecken.

Es ist unbedingt notwendig, die Bohnen, wenn bei der Aussaat trockenes Wetter herrscht, in der ersten Zeit regelmäßig feucht zu halten. Ebenso sind sie zu ziehen, sobald die Früchte ansetzen, damit sie zart und nicht zu schnell hart werden. Bei dem erstmaligen Haken werden die Pflanzlöcher aufgefüllt. Es ist immer von Vorteil den Boden mit Kompost oder Mist abzudecken. Dadurch wird dem Boden die Feuchtigkeit erhalten, und er bleibt loser und mürbe, in einem Zustande, wie ihn die Bohnen lieben.

Grüne Schnetzelbohnen müssen regelmäßig gepflegt werden. Die Ernte wird beeinträchtigt, wenn man Hüllen, z. B. die zu hochhängenden, zu Samen sich entwickeln läßt. Will man trockene Samen gewinnen, dann legt man zu diesem Zweck besondere Beete an, von denen Bohnen vor ihrer Ausreife nicht geerntet werden dürfen; denn die zuerst sich entwickelnden Hüllen sind stets die stärksten und größten und ihre Samen demgemäß am vollkommensten ausgebildet. Werden diese Früchte vorzeitig gepflückt, so bringt der Nachwuchs nur Hüllen mit kleinen, schlecht ernährten Samen, die als Saatgut nichts taugen.

Selbsttätige Bekämpfung des Erdlohs.

Die Lebensweise des Erdlohs gibt uns die besten Anhaltspunkte zu seiner Bekämpfung. Bekannt ist sein großes Wärmebedürfnis. Im hellen Sonnenschein fühlt er sich am wohlst. Schattige, kühle Stellen meidet er gänzlich. Bei hochalem Wetter friert er und verkriecht sich unter einer schützenden Erdscholle. Wir halten demgemäß den Erdlohs von den von ihm gerne aufgesuchten Pflanzen ab, wenn man sie beschattet und die untere Lüftschicht über dem Beet abhält.

Saatbeete mit Kohl, Rettichen und Radieschen bedeckt man zu diesem Zweck etwa zwei Centimeter hoch mit Sägemehl oder seinem Torfmull nach der Einstellung. Diese Decke muß regelmäßig, je nach der Wirkung der Sonne alle 2—3 Tage mit der Brause durchdringend angefeuchtet werden. Da ständig ein Teil der Feuchtigkeit verdunstet, so liegt demgemäß über dem Saatbeet auch stets eine kühle Lüftschicht, die der Erdlohs meidet. Die zarten Sämlinge, die sonst nur zu leicht dem Erdlohs größtenteils zum Opfer fallen, bleiben von ihm vollständig verschont. Dazu bietet die erwähnte

Maßnahme den Vorteil, daß die Samen unter der feuchten Decke gleichmäßig aufgehen und sich rasch zu starken Pflanzen entwickeln. Zum anderen verkrustet die Oberfläche des Bodens nicht.

Stehen die Kohlpflanzen bereits auf den Beeten, dann werden besonders die im Wilsbeete aufgezogenen Pflanzen wegen ihrer jungen Blätter von den Erdlöchern gerne heimgesucht und oft als ausgerichtet. Auch von ihnen können diese Schädlinge mühelos abgehalten werden. Man braucht sie nur zu beschatten. Das geschieht ohne Nachteil für die Pflanzen auf ganz einfache Weise. Man steht um jede Pflanze in Form einer Pyramide drei gut beblätterte Zweige von Sprunge, Buche oder Fichte, so daß jene vollständig umhüllt, im Schatten stehen. Dadurch sind die Pflanzen vor jedem Angriff des Erdlohs geschützt. Die kleine Mühe des Umstekens wird reichlich belohnt. Durch die Beschattung bleibt dem Boden die Feuchtigkeit vom Angießen der Pflanzen her längere Zeit erhalten, weil auch hier die Oberfläche nicht verkrustet kann. Man ist also des lästigen Giehens ganz und gar entbunden. Nach 14 Tagen entfernt man vorsichtig die beigesetzten Reiser. Dann sind die Pflanzen vollständig angewachsen und soweit erstaunt, daß ihnen ein etwaiger Schadlingsfraß nachträglich nichts schaden kann.

Die angeführten Schutzvorrichtungen haben sich in der Praxis seit vielen Jahren bestens bewährt, so daß sie überall, wo der Erdlohs seither stark aufzutreten ist, zur Nachahmung empfohlen werden können.

Wenn frisch gepflanzte Bäume nicht austreiben.

Es kommt nicht selten vor, daß die Knospen frisch gepflanzter Bäume nicht austreiben wollen. Dann macht sich auch oftmals ein Einschrumpfen der Rinde bemerkbar. Gerade diese Erscheinung deutet darauf hin, daß die Wurzeln nicht in Ordnung sind. Darum nehme man den fräkelnden Baum etwa gegen Ende Mai aus dem Boden und untersuche die Wurzeln. Da wird man in der Regel feststellen können, daß die zurückgeschnittenen Wurzeln an ihren Enden noch keine Überwallungen zeigen, dafür aber anfangen zu faulen. Daraus geht hervor, daß sie unmöglich Wasser aufnehmen könnten. zunächst schnüdet man sie mit einem scharfen Messer bis in das gesunde Holz nach und stellt sie einen Tag lang in Wasser. Danach pflanzt man den Baum von neuem mit besonderer Sorgfalt. Vor allem vermengt man die Erde mit angefeuchtetem Torfmull oder Kompost und bette die Wurzeln innig in dieselben ein. Damit einzelne Wurzeln nicht hohl zu liegen kommen, schlämme man das ganze Wurzelwerk gut ein. Die Baumscheibe deshalb man mit kurzem Mist, Rasenhoden, im Notfall auch mit Unkraut. Bei anhaltend trockenem Wetter ist die Baumscheibe öfters gut anzufeuern. Feuchtigkeit facht die Wurzeln zu neuer Tätigkeit an. Auch der Stamm ist vor weiterer Austrocknung zu schützen. Man bestreiche ihn daher mit einem Brei von Lehmk, dem man Kuhsladen beigemengt hat. Vorteilhafter ist jedoch, den Stamm mit Moos zu umwickeln, das man nach heißen Tagen mit Wasser regelmäßig begießen muß, damit der Stamm stets feucht ist. Auf diese Weise behandelt, werden die meisten Bäume, die nicht austreiben wollten, bei dem zweiten Safttrieb auch bald Leben zeigen.

Praktische Winke.

Gartenland, das bereits im Herbst umgegraben wurde, darf im Frühjahr nicht noch einmal umgespult werden. Dabei würde nicht nur der Stalldünge an die Oberfläche gebracht, sondern auch die Bodengärre vernichtet und die Tätigkeit der Bodenbakterien empfindlich gestört werden. Es genügt vollständig, den Boden mit dem Karste oder Hasse etwa 8—10 Centimeter aufzulockern und dann die Oberfläche einzubauen.

Jüngeren Bäumen, die eine zu troße Menge Fruchtknospen angezeigt haben, dafür aber nur spärliche Blütenbildung machen, sollte ein Teil der Blütenknospen vor der Blüte genommen werden. Das geschieht im Interesse der Entwicklung eines kräftigeren Kronengerüstes. Wer diesen Zeitpunkt versäumt, kann auch nach der Blütenzeit eine Anzahl der bereits angefachten Früchte entfernen. Im ersten Jahre nach der Pflanzung gehe man so weit, dem Baume alle Früchte zu nehmen, weil er seine ganze Kraft braucht, um Wurzelwerk und Krone aufzubauen.